



Jerusalem,

zur Zeit der Kreuzzüge und Tempelritter:

»Nathan der Weise«, Lessings Plädoyer für religiöse Toleranz, gehört zur Weltliteratur. Klug, weitsichtig und brillant erzählt Mirjam Pressler den klassischen, doch hochaktuellen Stoff neu – provozierend zeitgemäß, aber nicht ohne Hoffnung für eine friedliche Koexistenz der drei großen Religionen.

»Poetischer als Mirjam Pressler kann man kaum begründen, warum Geschichten erzählt werden müssen.« *Literarische Welt*

www.beltz.de

ISBN 978-3-407-81049-6



9 783407 810496

Mirjam Pressler Nathan und seine Kinder

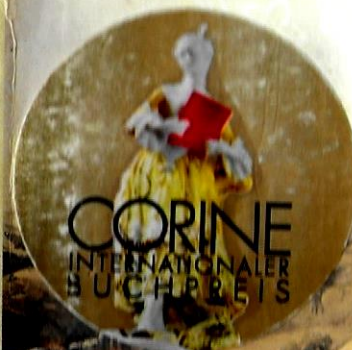
BELTZ
& Gelberg



Mirjam
Pressler

ROMAN

Nathan und
seine Kinder



BELTZ
& Gelberg

Personen

Sultan Saladin

Sittah, *dessen Schwester*

Abu Hassan, *ein Hauptmann Saladins*

Nathan, *jüdischer Kaufmann in Jerusalem*

Recha, *dessen Tochter*

Daja, *eine Christin, Rechas Gesellschafterin*

Geschem, *ein Junge im Haus Nathans*

Elijahu, *Verwalter Nathans*

Jakob, *Gehilfe Nathans*

Zipora, *Köchin im Haus Nathans*

Curd von Stauffen, *später Leu von Filnek, ein junger
Tempelritter*

Al-Hafi, *ein Derwisch im Dienst Saladins*

Der Patriarch von Jerusalem

www.beltz.de

© 2009 Beltz & Gelberg

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Frank Griesheimer

Neue Rechtschreibung

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildungen: © akg-images (Jerusalem, Granatapfel);

© New York Public Library (Granatapfelmuster, Kacheln)

Satz und Bindung: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza

Druck: Druck Partner Rübelmann, Hemsbach

Printed in Germany

ISBN 978-3-407-81049-6

4 5 12 11 10 09

Der Herr liebt die Tore Zions mehr
als alle Wohnungen in Jakob.
Herrliche Dinge werden in dir gepredigt,
du Stadt Gottes.

Psalm 87,2

Lasst lächelnd wenigstens ihr einen Wahn,
In dem sich Jud' und Christ und Muselmann
Vereinigen; - so einen süßen Wahn!
Daja, in: *Nathan der Weise*

Al-Hafi

An folgende Worte des Propheten musste ich denken, als es Abend wurde und ich meinen Gebetsteppich ausbreitete, um Allah für das zu danken, was an diesem Tag geschehen war: *Eins seiner Wunderzeichen ist die Schöpfung der Himmel und der Erde und die Verschiedenheit eurer Sprachen und Farben; wahrlich, dies ist ein Zeichen für die ganze Welt.*

»Geh und bringe ihn her, deinen jüdischen Freund«, hatte Sittah mir befohlen. »Jetzt, sofort.«

Die Macht befiehlt, die Ohnmacht gehorcht, so ist die Welt eingerichtet. Ich war mir nicht sicher, ob es Sittahs stärkerer Wille war, der ihr mehr Macht verlieh, oder ob sie einfach nur ihre Position als Schwester des Sultans gegen mich ausspielte, jedenfalls fügte ich mich und machte mich auf den Weg. Die Welt besteht aus vierundsechzig Feldern, dachte ich, während ich so dahinschritt, und das Schicksal spielt Schach mit uns. Es kümmert sich nicht um den Einzelnen, es kennt kein Mitleid und kein Erbarmen, wir werden hin und her geschoben, wir werden geopfert, ohne dass wir den Sinn der Spielzüge erkennen können. Falls es einen solchen Sinn überhaupt gibt.

Ich fand Nathan mit den Seinen am Tisch sitzend vor, sie hatten gerade ihre Mahlzeit beendet. »Du sollst zum Sultan kommen«, sagte ich, »jetzt sofort.«

Ich sah, wie alle erschrakten, und ich konnte sie gut verstehen: Zum mächtigsten Mann der Welt gerufen zu werden, bedeutet immer eine Gefahr. Ich machte den Mund auf, um die Absicht des Sultans zu erklären, aber Nathan winkte ab. Er sprach das Dankgebet, dann gab er Elijahu noch ein paar Anweisungen und küsste Recha zärtlich, wie man es tut, wenn man auf unbestimmte Zeit das Haus verlässt. Er hatte keine Erklärung verlangt, er hatte keine Ausflüchte gesucht, was ich an seiner Stelle wohl getan hätte, er ging einfach neben mir her. Ich fragte mich, ob seine Bereitwilligkeit ein Zeichen von Mut oder von Schicksalsergebenheit war, wagte aber nicht, ihm diese Frage zu stellen. Stattdessen teilte ich ihm, ohne meine Befürchtungen zu verhehlen, mit, was der Sultan von ihm wollte, vor allem was die Schwester des Sultans von ihm wollte, nämlich Geld.

»Das habe ich erwartet«, sagte Nathan nur.

Ich blieb stehen, packte ihn an der Schulter. »Verstehst du denn nicht, was das heißt? Sie werden dich heute um ein Darlehen bitten, dann morgen, übermorgen, nächste Woche, und sie werden erst damit aufhören, wenn sie dich völlig ausgesaugt haben. Für Saladin ist Geld nicht mehr wert als Sand und wie Sand rinnt es ihm durch die Finger. Nathan, das ist keine Partie unter gleichrangigen Partnern, deine Figuren stehen schlecht in diesem Spiel.«

Nathan nickte nur schweigend, und ich schwieg auch, bedrückt, weil ich es war, der ihn in eine solche Situation gebracht hatte. Warum hatte ich auch mit meinem reichen, angesehenen Freund vor ihnen prahlen müssen? Warum hatte ich nicht den Mund halten können?

Saladin empfing uns im Rosengarten, seinem Lieblings-

platz, einem Innenhof, in dem Sittah Rosen aus China, Indien und Ägypten hatte anpflanzen lassen. Dieser Ort verlieh der Audienz eine Atmosphäre von Vertraulichkeit, die mir nicht angemessen erschien. Saladin saß in einem Sessel, Sittah hatte sich etwas weiter entfernt auf einem Diwan niedergelassen, schön wie die voll erblühten Rosen, die mit ihr um die Wette prangten, und tat, als wäre sie in eine Stickerie vertieft. Aber ich kannte sie inzwischen gut genug, meine kluge Kusine, und wusste um ihre ausgeklügelten Berechnungen. Die Dame hatte sich einen strategisch günstigen Platz am Rand des Spielfelds gesucht.

Nathan verneigte sich vor dem Sultan, tief, aber nicht zu tief, und als ein Diener Stühle für uns brachte, setzte er sich so vorsichtig auf die Kante, als wolle er sich bereithalten, um gleich aufspringen und fliehen zu können. Ich sah seine Hände, die er fest auf die Knie drückte, die zitternden Fingerspitzen. Saladin beobachtete ihn gespannt, mit funkelnden Augen, ein Raubtier auf der Lauer.

Nach einigen belanglosen Förmlichkeiten sagte Saladin plötzlich: »Du nennst dich also Nathan. Nathan der Weise.«

Er hat das Spiel eröffnet, dachte ich, das war der erste Schachzug.

Nathan machte den Gegenzug, er schüttelte den Kopf. »Ich nenne mich nicht so.«

»Dann nennt dich das Volk so«, sagte Saladin, und als Nathan nicht antwortete, fuhr er fort: »Ich hätte den Mann, den das Volk den Weisen nennt, schon längst kennenlernen sollen. Schließlich kann es sich kein Herrscher leisten, auf Weisheit zu verzichten.«

Was redet er jetzt über Weisheit, dachte ich, soll er doch

endlich zur Sache kommen. Bis jetzt waren das nur sinnlose Bauernopfer, sonst nichts. Da machte Saladin den ersten wichtigen Zug, er brachte einen seiner Läufer in Stellung, indem er sagte: »Genug damit. Warum, Jude, glaubst du, habe ich dich rufen lassen?«

Nathan hob den Kopf, den er bescheiden gesenkt hatte. Niemand wagt es, dem Sultan frech ins Gesicht zu schauen. »Ich bin Kaufmann«, sagte er vorsichtig und schützte seinen eigenen Läufer mit einem Pferd. »Vielleicht soll ich dir einen Dienst erweisen? Es wäre mir eine Ehre, dem Sultan das zu besorgen, was er benötigt.«

Saladin stieß ein kurzes, spöttisches Lachen aus. »Ich habe alles, was ich brauche.« Dann wurde er plötzlich wieder ernst. »Nein, Jude, mich quält eine Frage, die mir in dieser Stadt die wichtigste zu sein scheint. Und da du im Ruf stehst, so weise zu sein, hoffe ich, dass du sie mir beantworten kannst. Sage mir, welcher Glaube ist der richtige? Wer hat recht, der Muslim, der Jude oder der Christ?«

Nathan wurde blass und auch mir fuhr der Schreck in die Glieder und für einen Augenblick verschlug es mir den Atem. Was hatte Saladin vor? Was führte er im Schilde? Was wollte er von Nathan? Warum hatte er ihn nicht einfach dazu aufgefordert, ihm Geld zu leihen? Das Gefühl nahenden Unheils ergriff mich. Eine Falle, dachte ich, das kann nur eine Falle sein. Die Antwort auf eine solche Frage kann einen Kopf und Kragen kosten, vor allem hier, in dieser Stadt, in diesem Land, wo schon so viele ihr Leben lassen mussten, wenn es um weit weniger wichtige Fragen ging. Ich sah, wie sich Nathans Lider über die Augen senkten, als weigere er sich, zu sehen, was um ihn geschah, oder als wolle er seine

Gedanken verbergen. Seine Nasenflügel bebten, er atmete schnell und flach wie ein Vogel, der ins Netz gegangen ist. Nein, das ist wirklich kein Spiel unter gleichwertigen Partnern, dachte ich und das Blut strömte aus meinem Kopf in meine Füße. Ich senkte den Blick und sah erst jetzt, dass ich die Hände zu Fäusten geballt hatte, so fest, dass die Knöchel weiß hervortraten.

Saladin beachtete mich nicht. Er hatte den Blick auf Nathan geheftet, der jetzt die Augen öffnete und sagte: »Ich bin ein Jude.«

Noch ein Bauernopfer, das Saladin aber nicht annahm. »Und ich ein Muslim«, sagte er. »Und der Patriarch ein Christ. Drei Religionen in einer Stadt. Sage mir, welche du für die wahre hältst.«

Nathan senkte wieder den Kopf. Über Saladins Gesicht flog ein Lächeln, ein spitzbübisches, hinterhältiges Lächeln, das ich aus unserer Kindheit kannte und das mir immer unheimlich gewesen war, denn es hatte bedeutet, dass er wieder einmal etwas ausgeheckt hatte. »Ein Weiser wie du«, sagte Saladin mit diesem Lächeln, »muss die Antwort doch wissen.« Das war der zweite Läufer. Saladin hatte seine Figuren zum Angriff geordnet.

Nathan war blass geworden und Saladin erhob sich. »Denke darüber nach, Jude«, sagte er. »Nimm dir Zeit, ich bin gleich wieder da.« Mit einem selbstzufriedenen Lächeln verließ er den Rosengarten und betrat den Palast. Er konnte es sich leisten, seinem Gegner eine Denkpause zu gewähren.

Sittah lehnte sich zurück, tat, als sei sie in ihre Stickerei vertieft, doch ich sah, dass sie Nathan unter gesenkten Lidern

beobachtete und ihn nicht aus den Augen ließ. Die Dame war wachsam. Die Spitze der Sticknadel, die sie zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, war auf Nathan gerichtet, der Faden glänzte blutrot.

Nathan strich sich über den Bart, seine Schultern spannten sich. Gerne wäre ich aufgestanden und hätte ihm die Hände auf die Schultern gelegt, um ihm zu zeigen, dass er nicht allein war, aber ich spürte Sittahs aufmerksamen Blick und wagte es nicht. Ich war verwirrt, wusste nicht, was ich denken sollte, und noch viel weniger wusste ich, was ich tun konnte, um meinem Freund zu helfen.

Saladin kam zurück. »Nun, Jude, hast du eine Antwort auf meine Frage gefunden?« Er setzte sich Nathan gegenüber, schlug ein Bein über das andere, legte die Hände zusammen.

Nathan, dachte ich, sei vorsichtig, mein Freund. Ich sammelte meine ganze Kraft auf diesen Gedanken, hoffte, er würde ihn spüren. Und in meinem Herzen flehte ich zu Allah, er möge Nathan die rechten Worte in den Mund legen, um meinen Vetter zu besänftigen, damit sich das Unheil, das sich wie eine dunkle Gewitterwolke über uns zusammenballte, vielleicht doch noch abwenden ließ.

Nathan wiegte bedächtig den Kopf hin und her. »Manche Dinge lassen sich nur durch ein Gleichnis erklären. Erlaubst du mir, Sultan, eine Geschichte zu erzählen?«

Er hat zur Rochade gegriffen, dachte ich, er hofft, damit seinen König vor einem direkten Angriff zu schützen. Was hatte er vor? Er war klug, mein Freund, er war ein ausgezeichneter Schachspieler, dennoch zweifelte ich, ob ihm das in dieser Situation etwas helfen würde. Für mein Gefühl war

die Partie bereits entschieden, bevor der Kampf wirklich begonnen hatte.

Saladins Lächeln wurde noch selbstzufriedener. »Nun denn, Jude, erzähle. Ich hatte schon als Knabe eine Leidenschaft für gut erzählte Geschichten, nicht wahr, al-Hafi? Weißt du noch, wie gerne wir immer gelauscht haben, wenn uns unser alter Lehrer Omar al-Kabir eine Geschichte erzählte?«

Warum sprach er mich an? Warum wollte er mich einbeziehen? Was hatte er vor? Ich konnte nur nicken, aber mein Unbehagen wuchs.

»Nun«, sagte Nathan, »ich weiß nicht, ob ich diese Geschichte gut erzählen kann, aber ich will mich bemühen. Höre, großer Sultan: Vor vielen Jahren lebte ein Mann, der besaß einen Ring von unschätzbarem Wert. Der Stein war ein Opal, der in hundert Farben schimmerte. Diesem Ring nun wohnte eine geheime Kraft inne, nämlich dass er jeden, der ihn in diesem Glauben trug, vor Gott und den Menschen angenehm machte. Der Mann, der Besitzer des Rings, hinterließ diesen seinen kostbarsten Besitz dem Sohn, der ihm der liebste war, und verfügte in seinem Testament, dass dieser ihn wiederum seinem liebsten Sohn vermachen solle. Nicht dem ältesten, nicht dem klügsten, nicht dem stärksten, nein, dem, der ihm am liebsten war, und dieser Sohn sollte Oberhaupt der Familie werden.«

Sittah hatte ihr Stickzeug sinken lassen und lauschte ebenso gespannt wie Saladin, dessen Gesicht jetzt ernst und nachdenklich aussah. Ich beruhigte mich ein wenig, so wollte ich ihn sehen, das war der Saladin, der meinem Herzen nahestand.

Nathans Stimme wurde immer kräftiger, er hatte den Blick in die Ferne gerichtet, sein Atem ging wieder tief und

gleichmäßig. »Auf diese Art wurde der Ring von einem geliebten Sohn auf den nächsten vererbt«, erzählte er weiter, »bis er schließlich an einen Mann geriet, der drei Söhne hatte, die ihm gleich lieb waren. Sobald er mit einem seiner Söhne zusammen war, wuchs seine Liebe ins Unermessliche und schwächte seine Vernunft so sehr, dass er im Lauf der Zeit jedem einzelnen Sohn insgeheim den Ring versprochen hatte. Als er alt wurde und spürte, dass seine Zeit bald zu Ende ging, tat ihm das Herz weh bei dem Gedanken, zwei seiner Söhne enttäuschen zu müssen. Deshalb ließ er heimlich einen Künstler kommen und beauftragte ihn, zwei Ringe herzustellen, die dem echten so sehr glichen, dass niemand sie unterscheiden könne. So geschah es. Sogar der Vater konnte nicht mehr erkennen, welcher Ring der echte war. Und als seine letzte Stunde nahte, rief er seine Söhne einzeln zu sich, den ältesten, den mittleren, den jüngsten, segnete einen jeden und gab ihm einen Ring. Dann starb er.«

Nathan schwieg.

»Und weiter?«, fragte Saladin. »Wie ging die Geschichte aus?«

»Wie es zu erwarten war«, sagte Nathan. »Nach seinem Tod zeigte jeder der drei Söhne seinen Ring vor, jeder behauptete, den rechten zu haben. Sie stritten, sie riefen Gott als Zeugen an, aber alles war vergebens. Die drei Ringe sahen vollkommen gleich aus.«

Saladin runzelte die Stirn. »Du willst sagen, das sei die Antwort auf meine Frage? Aber deine Geschichte hat einen Haken, Jude, die drei Religionen unterscheiden sich sehr deutlich voneinander, vom Gottesdienst bis hin zu den Speisegesetzen.«

»Aber sie unterscheiden sich nicht im Wichtigsten, im Glauben an Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, und in seinem Gebot, die Menschen zu lieben und Gutes zu tun. Alles andere, die Gebete, die Speisevorschriften, die Traditionen, sind nur Überlieferung, sind Geschichten.«

Jetzt hat er mit seinem Pferd einen unerwarteten Sprung gemacht, dachte ich und bewunderte ihn für seine Klugheit.

Saladin erkannte das auch und machte einen Gegenzug. »Und welche der Geschichten ist wahr?«

Nathan stieß einen Ton aus, einen leisen, klagenden Seufzer. Er hob die Hände und breitete sie aus, die Innenflächen nach oben, die überraschend hell und verletzlich aussahen. »Woher soll man das wissen, großer Sultan? Ich bin Jude, ich glaube meinen Vätern, die gesagt haben, ihr Ring sei der rechte. Du glaubst deinen und der Patriarch seinen. Wie könnte ich meinen Vätern weniger glauben als deinen? Oder umgekehrt. Das gilt natürlich auch für die Christen.« Ein Turm hatte eine Angriffsposition eingenommen.

Ich sah, wie sich Saladins Gesichtsausdruck veränderte. Erst war er zornig, dann hoben sich seine Mundwinkel und ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. »Nathan, man nennt dich wahrlich nicht umsonst den Weisen«, sagte er langsam.

»Die Geschichte ist noch nicht wirklich zu Ende«, fuhr Nathan fort. »Die Söhne zogen vor den Richter, und jeder schwor, den Ring von seinem Vater persönlich bekommen zu haben, kurz vor seinem Tod, zusammen mit seinem Segen.« Nathans zweiter Läufer war über das Spielfeld gezogen und stand bereit.

Saladin beugte sich vor. »Und wie urteilte der Richter?«

»Er war ein weiser Richter. Er sprach: ›Ich bin nicht dazu da, um Rätsel zu lösen. Da ihr alle drei keine Zeugen bringen könnt und jeder den anderen beschuldigt, steht eine Aussage gegen die andere. Aber soll der rechte Ring nicht die Kraft besitzen, seinen Träger vor Gott und den Menschen angenehm zu machen? Nun denn, das wird das Rätsel wohl lösen. Wen lieben zwei von euch am meisten? Der muss dann doch der Besitzer des echten Rings sein.« Die zerstrittenen Söhne schwiegen und sahen sich betreten an, und der Richter sagte: ›Keiner der Ringe macht seinen Besitzer angenehmer als die beiden anderen? So ist also keiner der Ringe echt? Vielleicht ist der echte ja verloren gegangen, und euer Vater ließ, um den Verlust zu verbergen, drei gleiche Ringe anfertigen?«

Nathan bereitete die entscheidenden Züge vor, ich erkannte es an dem kurzen Aufblitzen in seinen Augen, zu kurz, um verräterisch zu sein. Aber ich hatte schon zu oft mit ihm Schach gespielt, als dass es mir hätte verborgen bleiben können.

Saladin lachte. »Was für eine wunderbare Geschichte. Und wie ging es weiter?«

»Der Richter sagte: ›Ich gebe euch einen Rat, kein Urteil. Nehmt die Sache, wie sie ist. Soll jeder glauben, er sei im Besitz des rechten Rings. Denn eines steht fest, euer Vater hat euch geliebt, alle drei. Seid dankbar für diese Liebe, und bemüht euch, den Beweis für die Echtheit eures Rings zu erbringen, indem ihr sanftmütig und verträglich seid und nach guten, gottgefälligen Werken strebt. Ich lade euch wieder vor diesen Richterstuhl, in tausend Jahren. Dann sitzt hier vielleicht ein weiserer Richter, als ich einer bin.«

Nathan schwieg. Nach einer ganze Weile sagte er leise: »Vielleicht, großer Sultan, bist du ja dieser versprochene weisere Richter ...« Jetzt hatte er seine Dame gezogen. Schach.

Saladins König ging ein Feld nach links. Ich sah, wie er aufsprang, wie er Nathans Hand ergriff und nicht mehr losließ. Tränen standen ihm in den Augen, er war noch immer so leicht zu rühren wie als Knabe, und ich wusste wieder, warum ich ihn früher geliebt hatte, nicht nur gefürchtet.

Nathan warf mir einen Blick zu, in dem aber nichts von Triumph zu lesen war, eher eine große Traurigkeit. Auch Sittah verstand die Situation, sie sah bestürzt aus. Der Dame blieb kein Zug, sie konnte nicht mehr eingreifen. Ihr Plan war nicht aufgegangen, mit Saladins Zuneigung hatte sie nicht gerechnet. Saladin würde Nathan nicht mehr um Geld bitten, einen Freund würde er nicht betrügen wollen. Schach und matt.

Nathan, dachte ich, du hast gewonnen, aber es ist ein gefährlicher Sieg. Hüte dich, du kannst den Herrscher der Welt nicht als dummen Jungen sitzen lassen. Er könnte das Gefühl bekommen, du habest ihn übertölpelt, und dann ...

Da sprach Nathan die entscheidenden Worte, die jede Gefahr auslöschten. »Großer Sultan«, sagte er langsam und mit gesenktem Blick, »bevor ich gehe, habe ich noch eine Bitte.« Saladin zog die Augenbrauen zusammen, aber Nathan fuhr fort: »Ich komme von einer Reise zurück, und Gott hat es gefallen, mich gute Geschäfte machen zu lassen. Ich habe im Moment viel Geld, mehr als ich benötige, und da dachte ich, ob du nicht vielleicht ein Darlehen brauchen könntest ... Die Stadt ist in Gefahr, die Feinde können jederzeit wieder angreifen ...« Seine Stimme war immer leiser geworden.

Saladin schaute zu mir und hob die Augenbrauen. »Du hast mit ihm gesprochen, gib es zu, du hast ihm gesagt, dass ich Geld brauche.«

Ich zuckte mit den Schultern, da sprach Nathan aber schon weiter. »Mein Haus ist wohlbestellt, ich schulde niemandem etwas, nur noch dem jungen Tempelritter.«

Nun ließ Saladin Nathans Hand los. »Du willst meinen Feinden Geld geben?«

»Nicht deinen Feinden, nur dem jungen Mann, dem du das Leben geschenkt hast.«

Saladin sprang auf. »Du kennst ihn?«, fragte er erregt. »Wie heißt er? Wo ist er?«

Nathan hob erstaunt das Gesicht. »Dann weißt du nicht, dass deine gute Tat eine neue geboren hat? Deine Großmutter hat sich fortgesetzt, sie hat mich dir zu ewigem Dank verpflichtet. Wisse, dieser junge Mann, den du verschont hast, hat meine Tochter aus dem Feuer gerettet.«

Saladin setzte sich wieder hin. Er schwieg, schließlich sagte er: »Genau so hätte auch Assad gehandelt, mein Bruder. Nathan, ich danke dir. Lass uns Freunde sein. Lass uns dem Vater danken, der jedem von uns einen Ring gab, und zeigen wir uns dieser Gabe würdig.« Er streckte die Hand aus, die Nathan ergriff.

»Der Tempelritter heißt Curd von Stauffen«, sagte er. »Er widmet seine Zeit hilfsbedürftigen Pilgern. Ich glaube, er ist bei den Johannitern untergekommen.«

Sie verabschiedeten sich voneinander wie Freunde, und Nathan versprach, das Geld noch heute zum Palast bringen zu lassen. Und ich dankte Allah aus tiefstem Herzen, dass er alles zum Guten gewendet hatte. Ich begleitete Nathan hinaus.

»Nathan«, sagte ich, »du hast das Spiel gewonnen.«

Er schaute mich an und lächelte traurig. »Du irrst dich, mein Freund. Es war kein Sieg, es war höchstens ein Remis. Es war nur eine Geschichte, nur ein Traum.« Seine Stimme wurde etwas lauter, feierlicher, sein Blick war in die Ferne gerichtet, als er fortfuhr: »Ich habe einen Traum, dass sich eines Tages die Menschheit erheben und die wahre Bedeutung ihres Glaubensbekenntnisses ausleben wird. Ich habe einen Traum, dass eines Tages die Söhne von Juden, Muslimen und Christen miteinander am Tisch der Brüderlichkeit sitzen können. Ich habe einen Traum, dass sich selbst diese Stadt eines Tages in eine Oase der Freiheit und der Gerechtigkeit verwandeln wird.« Seine Stimme senkte sich, wurde leiser. »Aber es ist nur ein Traum. Die Wirklichkeit ist eine andere.«